

**FERNAN CABALLERO**

**SCHWEIGEN IM LEBEN,  
IM STERBEN VERGEBEN!**

**Fernan Caballero**  
**Schweigen im Leben, im Sterben  
vergeben!**

Novelle

---

Aus: Novellenschatz des Auslandes Band II,  
Herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz,  
Verlag von Rudolph Oldenbourg, München, 1872  
Aus dem Spanischen von Ludwig Laistner.

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*

## Vorbemerkung.

Gegen unsere Gewohnheit haben wir uns bei dieser Novelle der berühmten Erzählerin — bekanntlich Tochter eines nach Spanien übergesiedelten Deutschen, des um spanische Volkspoesie hochverdienten Böhl von Faber — einige Freiheiten erlaubt, die Jedem, der sich die Mühe nehmen will, das Original zu vergleichen, gerechtfertigt erscheinen werden. Zum Theil sind dieselben durch die Eigenart des spanischen Stils überhaupt veranlaßt worden, der selbst in der Prosa eine reichere Bilderfülle gestattet, als man im Deutschen mit geschmackvoller Darstellung verträglich findet. Aber auch außer solchen Kürzungen geringeren Umfangs schien ein dreisterer Schnitt gerade in der Mitte der Erzählung geboten, wo der Hang der Erzählerin zur Schilderung von Land und Leuten und zum Einflechten von Volkspoesie dieselbe zu einer ganz müßigen Abschweifung verführt hat, welche die ohnehin nicht allzu geschickt in zwei Hälften zerfallende Composition vollends aus einander reißt. Auf eine andere Schwäche der Erzählerin, die tendenziöse

Bitterkeit, mit der sie überall die Gelegenheit vom Zaune bricht, ihren Abscheu gegen den Geist der neuen Zeit, den sogenannten »Positivismo«, auszusprechen, werden wir passender bei einer später mitzutheilenden Erzählung eingehen, da die vorliegende verhältnißmäßig nur leichte Spuren davon trägt.

Die Herausgeber.

# Schweigen im Leben, im Sterben vergeben!

Die Rache ist mein; ich will vergelten,  
spricht der Herr.

*Paulus an die Römer.*

In der volkreichen Stadt M\*\*\* war etwas Seltsames zu sehen, das jedem Nichteinheimischen auffiel, von den Einwohnern selbst aber, die an den Anblick gewöhnt waren, fast nicht mehr beachtet wurde. Inmitten eines der inneren, belebtesten Stadtviertel, in einer der verkehrsreichsten Straßen stand, düster und sonderbar abstechend gegen die übrigen Gebäude, von denen eines schmucker und gefälliger war als das andere, ein verschlossenes, graues und verwahrlos'tes Haus, dessen Anblick das Auge verletzte und das Gemüth beklemmte. Die Häuser zu beiden Seiten waren weiß wie Alabaster, ihre Gitter und Balcone bemalt. Das düstere Eisen hatte sich ein luftig frühlingsgrünes Gewand müssen gefallen lassen, wie es die Gewächse trugen, die hinter ihnen in hochrothen Töpfen standen . . . Neben Georginen, Lilien und dem bescheidenen Heliotrop blühten hier die stolzen aber duftlosen Camellien, und prächtige

Nelken, die eigentlichen Spanierinnen unter den Blumen, neigten sich über die Einfassungen, als thäten ihnen die schönen Köpfchen weh vom Uebermaß ihres Duftes. Hinter den Fenstern sah man jene grünen Binsenvorhänge gespannt, die aus China kommen, mit den darauf gemalten fabelhaften Vögeln, die aussehen, als ob sie Kinder des Regenbogens wären, so daß die Häuser großen Vogelbauern glichen, in denen phantastische Vögel in reizenden Gärten wohnten.

Anders das leere Haus: mit seinen dunkeln Mauern, seinem geschwärzten Eisenwerk, seinen verschlossenen Läden, als ob es sich gegen Tageslicht und Menschenblicke verschanzen wollte, schien es wie durch einen Fluch vom heiteren und thätigen Leben ausgeschlossen. Nur an dem Balcon hingen Papierfetzen von einem Anschlagzettel, den Wind und Regen zerrissen hatten; und da der Besitzer es müde war, ihn zu erneuern, blieb er eben im alten Zustand und ließ die unfreundliche, verlassene Behausung erst recht verfehmt erscheinen. So einsam, lautlos und trübselig, wie das Haus zwischen den beiden heiter prächtigen Nachbarhäusern stand, hätte man es einem Todtenschädel zwischen zwei Blumenstöcken vergleichen können.

In einem von jenen hellen Häusern empfing eine liebenswürdige freundliche Dame zahlreichen Besuch, da gerade ihr Namenstag war.

Sie wandte sich an einen Herrn, welcher in dem Kreise um ihr Sopha Platz genommen hatte, und fragte: Sie haben also keine Wohnung gefunden?

Nein, Señora, erwiderte der Angeredete, der erst seit Kurzem in die Stadt gekommen war; von den angebotenen paßt mir keine: die einen sind nicht groß genug für meine zahlreiche Familie, die andern ungünstig gelegen; und meine Frau, die äußerst selten ausgeht, hat mir eingeschärft, bei der Wahl vor allen Dingen auf schöne Lage zu achten.

Ja, ja, die Bevölkerung wächs't; man findet keine Wohnungen mehr, sagte einer der Anwesenden.

Aber, Señora, versetzte der Fremde, erst vorhin bin ich auf das Haus neben dem Ihren aufmerksam geworden; es steht leer und würde mir sehr zusagen, und Sie haben mir nicht davon gesprochen.

Allerdings, entgegnete die Dame, daran habe ich nicht gedacht; doch wir sind hier so gewohnt, dies Haus unter die Todten zu rechnen, daß es Sie nicht befremden darf, wenn ich es unter seinem Leichentuche vergessen habe.

Unter die Todten? will das heißen, unter das Nichtvorhandene? fragte der Fremde erstaunt.

Ja wohl, da Niemand es bewohnt und Niemand ihm neues Leben einhauchen will.

Und warum das? Ist es etwa baufällig?

Durchaus nicht; es ist in ganz gutem Stande.

Ist es häßlich oder unbequem?

Nein, es ist hübsch und sehr wohnlich.

Ist Jemand an der Auszehrung darin gestorben?

Nicht, daß ich wüßte . . . Zudem ist die übertriebene Furcht hievor, die bestimmt nur ein Vorurtheil ist, im Verschwinden. Man weiß die Wände, streicht das Holzwerk an, wie das nach jeder andern Krankheit auch geschieht, und so bewohnt man heutzutage jedes solche Haus wieder, sobald das Opfer dieses schrecklichen Leidens es hat räumen müßen.

Aber was in aller Welt ist dann der Grund, daß das Haus nicht bewohnt wird? . . . Spukt es etwa darin? fügte der Fremde lächelnd hinzu.

Getroffen! erwiderte die Dame.

Und das sagen Sie mir im aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert, der herrschenden Vorurtheilslosigkeit ins Gesicht?

Ja, Verehrtester, denn das Gespenst, das darin umgeht, ist der Geist des Verbrechens, und diesen Spuk hat weder Aufklärung noch Freiheit von Vorurtheilen zu zerstreuen vermocht. In jenem Hause ist ein Mord begangen worden.



Ich gebe zu, versetzte der Fremde, daß das grauenhaft sein mußte für Diejenigen, welche damals hier lebten, und entsetzlich für die Angehörigen und Verwandten des Opfers; aber die Zeit vergeht, und ich sehe keinen genügenden Grund warum jetzt noch ein solches Haus dazu verurtheilt sein soll, niedergerissen zu werden oder unbewohnt zu bleiben. — Wie lang ist es denn her, daß die That stattfand?

Sechs Jahre.

Dann, Señora, erscheint mir die Verlassenheit dieses Hauses, das ja unschuldig an der That ist, deren Schauplatz es war, allerdings seltsam; und ungewöhnlich, in einer Zeit, wie die unsere, wo nur in Ausnahmefällen etwas Anderes als der Nutzen und die Zweckmäßigkeit die Handlungen der Menschen lenkt.

Was wollen Sie, Señor? versetzte die Frau vom Hause. Wir sind eben offenbar hierorts in der Cultur noch etwas zurück und tragen nicht einmal schwer daran. Das Grausenhafte der Mordthat, die Unschuld des Opfers — es war ein armes, friedfertiges altes Mütterchen — das Geheimniß, das den Verbrecher umgab und für immer umgeben wird, haben die Stätte mit solchen Schauern umwoben, und die Zeit hat so mächtig mitgewirkt, das Grauen zu steigern, daß Niemand sich gefunden hat, es mit dem Fluche, der auf dem Ort der ungesühnten Missethat ruht,

aufzunehmen. Die Oede über diesem Hause ist wie das Siegel auf einer verschlossenen Schrift, die Gott zu seiner Zeit eröffnen wird, wenn nicht vor menschlichen Gerichten, so doch vor dem, wo Er das Urtheil spricht.

In diesem Augenblick traten neue Besucher ein, und die Unterhaltung, wurde abgebrochen. Aber die Neugier des Fremden war einmal geweckt durch das, was er gehört hatte, und so kam er nach wenigen Tagen wieder, mit der bestimmten Absicht, das unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen.

Nach den ersten gleichgültigen Reden sagte er zu der lebenswürdigen Frau des Hauses:

Meine Zudringlichkeit, Señora, mag Sie befremden, aber mich verlangt lebhaft darnach, etwas Näheres über jenes unlängst besprochene Verbrechen zu erfahren, das so entsetzlich gewesen sein muß, wenn nicht einmal die Zeit, dieser Saturn, der selbst Steine verschlingt, im Stande war, seine Spuren zu vertilgen.

Ich bin gerne bereit, Ihnen Alles mitzutheilen, was ich weiß: es ist nicht mehr, als was Jedermann bekannt ist, versetzte die Angeredete. Allein wahrscheinlich wird die beträchtliche Zeit, die inzwischen vergangen, so wie der Umstand, daß Sie die That nicht mit erlebt haben, den überwältigend schauerlichen Eindruck in

Ihren Augen schwächen, den sie damals auf alle Bewohner dieser Stadt hervorgebracht hat.

Es mag zehn Jahre her sein, daß ein Major mit seiner Frau, drei kleinen Kindern und seiner Schwiegermutter hieher kam und in dem bewußten Hause seine Wohnung nahm. Er war ein echter Caballero in Haltung und Benehmen; zu der Zärtlichkeit gegen seine junge, einfache Frau gesellte sich die Würde des Hausvaters, und so bildeten sie eine einträchtige und glückliche Familie mit einander. Sie war eine Taube sonder Gallen, wie der poetische Volksausdruck lautet, und fühlte sich eben so glücklich und befriedigt als Erwählte eines so trefflichen Gatten, wie als Mutter der drei Engel, welche sie nie von sich ließ. In ihr hatte man ein rechtes Bild jener musterhaften Frauen, die nur in dem engen Kreise ihrer Tochter-. Gattinnen- und Mutterpflichten leben. Was die alte Frau betrifft, so war sie eines jener Wesen, welche die Menschen, um sie recht zu classificiren, mit dem Gattungsnamen der stillen Dulderinnen bezeichnen. Voll Herzensgüte verbrachte sie ihr ruhiges Leben in der Kirche unter Gebeten für Diejenigen, die sie liebte, und am häuslichen Herde unter Lob und Preis Derer, zu denen sie betete.

Die beiden Frauen besaßen Haus und Aecker in einem kleinen Dorfe, weßhalb Viele sie Landpomeranzen oder, wie man heutzutage mit französischem Ausdruck sagt, Provincialen nannten; allein ich habe immer die feinste Artigkeit, die eines aufrichtigen Herzens, in jenem Hause gefunden, einen ungezwungenen Anstand, einen sittenstrengen Wandel ohne Heuchelei und Anspruch auf schmeichelhafte Anerkennung; wenn das zu einer Landpomeranze gehört, so ist es kein Unglück, eine zu sein.

Ich ging gar oft drüben aus und ein, weil jener innere Frieden, das anspruchslose, stille Glück meinem Herzen wohlthaten. Eine stille Sympathie zog mich zu dem würdigen, pflichteifrigen Manne, zu der sanften Frau, die, statt in Vergnügungen, in ihren Tugenden ihre Freude fand, endlich auch zu der redlichen, liebeichen Alten, deren Mund nur freundliche Worte und Gebete kannte. Möglich, daß bei aller Heiligkeit und Bescheidenheit ein solches Glück allzu vollkommen war, als daß es in dieser Welt Dauer hätte haben können, wo leider auch die Besten anfangen, den Himmel zu vergessen, wenn die Erde ihnen das Leben verschönt. Eines Morgens trat ganz bestürzt mein Mädchen ins Zimmer, mit verstörtem Gesicht und fliegendem Athem.

Was giebt es. Manuela? fragte ich sie erschrocken.

O Señora, ein schreckliches, unerhörtes Unglück.

Aber was ist denn? Was ist geschehen? Sprich doch!

Heute Nacht, in dem Hause drüben . . . erschrecken Sie nicht, Señora.

Nein, nein. So rede nur!

Die alte Frau ist gestorben.

Gestorben?

Ja, Señora, umgebracht, mit Dolchstichen durchbohrt.

Maria Santisima! rief ich entsetzt; und auf welche Art? Sind Räuber eingebrochen?

Vermuthlich; aber man weiß nichts Gewisses.

So war es allerdings, fuhr die Erzählerin fort. An jenem Morgen verließ der Diener, der in einem Zimmer am Vorplatze schlief, das Haus, um auf den Markt zu gehen. Die Hausthür, versichert er, war gesperrt, wie er sie Nachts zuvor verlassen hatte. Von der Straße also, das war klar, hatten die Mörder nicht eindringen können, Als er aber vom Markte zurückkam, fand er zu seinem Befremden die Zwischenthür nur angelehnt, so daß sie unter seinem Drucke wich und er eintreten konnte, ohne daß ihm Jemand aufschließen mußte. Und wie groß war sein Erstaunen, als er das sonst so helle Wasser im Brunnentroge geröthet fand! Seine Bestürzung wuchs,

als er an der glatten Treppenwand den blutigen Abdruck einer flachen Hand wahrnahm. Hatte vielleicht den Mörder, als er die Stufen herabstieg und sich mit Menschenblut bedeckt sah, ein Schwindel angewandelt, der ihn nöthigte, an der Mauer einen Halt zu suchen? Bewahrte diese die Spur der Mörderhand, um den Schuldigen anzuklagen und seinen Weg zu bezeichnen?

In höchster Spannung stieg der Diener hinauf, der Fährte von Blutstropfen folgend, die in Zwischenräumen gleich Rache fingern ihn dahinwiesen, wo er das Verbrechen entdecken sollte. Er gelangt zu dem dämmerigen, abgelegenen Gemach, ganz im Innern des Hauses, welches die alte Frau bewohnte, die niemals an das Böse glaubte, weil sie es nie begreifen konnte. Bis an die Thür erstreckte sich eine Blutlache auf dem Boden, dessen Fliesen sie nicht aufzusaugen vermochten. Das Blut war noch flüssig und warm, als bewahre es das aus dem blassen Leichname entflohenene Leben, der, die Augen weit offen im Todesgrausen, auf dem Bette lag; der eine Arm hing daneben herab, weiß und starr, wie aus Wachs, ein Zeuge der Wehrlosigkeit des unschuldigen Opfers.

Der Diener schrie vor Entsetzen auf und lief nach seiner Herrschaft. Welch ein Anblick für diese

Unglücklichen! Die, arme Tochter stürzte zu Boden, wie vom Blick getroffen. Der Major, bleich und entstellt, aber seiner selbst noch eher mächtig, ließ die Hausthüre schließen, wo auf das Geschrei des Dieners sich Leute sammelten, und Anzeige bei Gericht machen. Dieses fand jedoch nichts als die stumme Leiche; es besichtigte die Wunden, deren blutige Lippen wohl vom Mord, doch nicht vom Mörder wußten; und seltsam, auch nicht der entfernteste Verdacht konnte auf Irgendwen fallen, nicht das leiseste Anzeichen entdeckte man, das auf eine Spur hätte führen können. Der Diener hatte seine Schlafstätte neben dem Vorplatz, außerhalb der Gangthüre. Diese Thür, die nur von innen aufzuschließen ist, hatte er beim Nachhausekommen offen gefunden, so daß demnach der Mörder sich Tags zuvor mußte eingeschlichen haben oder übers Dach hereingestiegen sein. Das Letztere ist nicht wahrscheinlich, ja fast undenkbar, da jenes Haus mit dem der Gräfin \*\*\* und dem meinigen zusammengebaut ist. Das Dienstmädchen war in jener Nacht auf der Hochzeit einer Schwester gewesen, wie Alle bezeugten, mit denen sie zusammengetroffen war. Der zweite Diener lag krank im Spital und war nicht aus dem Bett gekommen. Die beiden Ersteren hatte

man gleichwohl festgenommen, aber nach einiger Zeit wieder freigelassen.

Welchen Eindruck des Grausens und Entsetzens die Mordthat machte, können Sie daraus ermessen, daß schon der bloße Gedanke an den Verdacht der Mitschuld dem Diener, einem redlichen Mallorcaner, so heftig zu Herzen ging, daß er den Verstand verlor und aus dem Gefängniß ins Irrenhaus gebracht werden mußte. Die Magd wurde den Schatten, der durch ihre Gefangennahme und Verwicklung in den unheimlichen Prozeß auf sie gefallen war, nicht wieder los, sie fand kein Haus, wo man sie hätte in Dienst nehmen mögen, ihr Bräutigam verließ sie, und so, eine Beute der Schande und des Elends, ergab sie sich einem liederlichen Leben und ging zu Grunde.

Indessen blieb die Stadt voller Aufregung. Das Gericht vermochte auch nicht Ein verdächtiges Anzeichen zu entdecken, welches das geringste Licht in die Sache gebracht hätte.

Ein Verbrechen, auf dem der Schleier des Geheimnisses ruht, macht einen schreckhaften Eindruck, der sich steigert, wie die Angst im Finstern. Die allgemeine Entrüstung verlangte nach Sühne, und die Richter standen mit gezücktem Schwert, ohne den zu finden, dem der Schlag gebührte. So war der Ruf nach Gerechtigkeit vergebens, denn diese hatte Gott



sich vorbehalten; wie gesagt, man erfuhr nichts, weder damals noch später, und wird auch nichts erfahren.

Und was wurde aus dem Major und seiner Familie? fragte, von der Erzählung ergriffen, mit lebhaftem Antheil der Fremde, für den sich das Haus aus einem ohne Ursache gemiedenen Ort in eine geheimnißvolle Schreckensstätte verwandelt hatte.

Sie wissen, antwortete lächelnd die Dame, daß die Ausländer uns Spanierinnen nachsagen, wir seien zu rasch in unserm Handeln, gäben immer der ersten Regung nach und hielten die strenge Grenzlinie des Benehmens nicht ein, innerhalb deren anderwärts wohl oft weibliche Anmuth und Würde, oft aber auch nur kalte Selbstsucht sich bewegt; aufrichtig und von warmem Herzen, denken die Spanierinnen nicht lange, wenn ihr Gefühl sie hinreißt, darum erscheinen sie immer zärtlich, muthig und hochherzig, mitunter aber auch unbedacht — und haben somit, wie die Franzosen sich ausdrücken, die Fehler ihrer Tugenden. Als Spanierin also eilte ich, sobald nur das Gericht das Haus verlassen hatte, zu meinen unglücklichen Freunden hinüber, um ihnen Hülfe und Trost zu bringen.

Unvergeßlich, unauslöschlich ist mir das Bild des Jammers, das sich mir darbot! So erschütternd war der Eindruck, daß er dem letzten Kinde, das mir Gott

bescherte, das Leben kostete. Die Leiche, die noch in dem Zimmer lag, wo man sie gefunden, sah man nicht, aber man spürte ihre Gegenwart; sie machte die Luft eisig, ein Blutgeruch durchzog das ganze Haus. Das Wasser im Brunnentrog blieb roth, als ob der hell sprudelnde Strahl, der es fortwährend erneuert, wie ein starrer Streifen hindurchliefe, ohne sich damit zu vermischen; es war, als reichte ein Tropfen unschuldig vergossenen Blutes hin, einen Brunnen für immer zu trüben, wie er genügt, ein Gewissen auf ewig zu beflecken.

Meine arme Freundin, die so sehr an ihrer Mutter hing, wand sich in Krämpfen. Bei meinem Anblick kamen ihr Stimme und Thränen, ihr starrer Schmerz konnte sich endlich Luft machen. Ihr Gatte war völlig niedergeschmettert; das Ungeheure schien den Lauf seines Blutes gehemmt zu haben; so todtenbleich war sein Gesicht, so unbeweglich seine vom Entsetzen verschlossenen Lippen.

Ich nahm sein unglückliches Weib zu mir ins Haus, und nicht lange darnach, als ihr Gatte einen Stellentausch erlangt hatte, zogen sie in eine entfernte Provinz; denn es war ihnen unmöglich, an dem Orte zu bleiben, wo eine so entsetzliche Katastrophe sich ereignet hatte.

Was aber war der Beweggrund bei dem Morde gewesen? fragte der Fremde.

Man vermuthete, daß es auf Beraubung des Opfers abgesehen war, versetzte die Dame. Den Morgen zuvor hatte, nach Aussage der Tochter, die Mutter, eine bedeutende Geldsumme von einem Notar empfangen; auf ihn fiel dringender Verdacht, und obgleich man ihm nichts beweisen konnte, so war und blieb doch sein Ruf zu Grunde gerichtet. Tritt einmal der Verdacht einstimmig und unerschütterlich auf, so leidet der gute Name oft mehr darunter, als durch eine bewiesene, völlig aufgehellte Missethat, wobei der Betroffene, so schuldig er ist, doch im Stande war, seine Vertheidigung zu führen. Entschuldigungen vorzubringen, namentlich aber Reue zu zeigen und dadurch der Verzeihung würdig zu werden, die der barmherzige Gott nicht für sich allein behalten, sondern auch den Menschen zur Pflicht gemacht hat.

Sie haben sehr Recht, entgegnete der Fremde. Die Gesellschaft, die mild im Urtheil ist und sein muß, wenn das Verbrechen seine Strafe gefunden hat, ist einer ungestraften That gegenüber unerbittlich. Das ist ganz vernunftgemäß. Und haben Sie weiter etwas von Ihren armen Nachbarn erfahren?

Ich habe wiederholt von ihnen gehört, bis ich sie schließlich aus dem Gesichte verlor. Es ging ihnen

recht gut in dem Städtchen, wohin sie sich zurückgezogen hatten. Der Mann trat aus dem Militär, legte aber die Hände nicht in den Schooß und hatte viel Glück bei Allem, was er angriff; so kam es, daß er heute einer der angesehensten Männer in jenem Ort ist, eine Notabilität, wie der Modeausdruck lautet. Er wurde Bürgermeister, Landtagsabgeordneter und Gott weiß was sonst noch alles. Sie aber lebte immer zufrieden ihr eingezogenes häusliches Leben fort.

Es scheint also, sagte der Fremde mit einem stillen Lächeln, daß das Haus den Eindruck der dunklen That besser bewahrt hat, als die Herzen.

Das Haus hat den Eindruck des *Verbrechens* bewahrt; in den Herzen ist der des *Schmerzes* milder geworden. Der Schmerz kann nicht ewig dauern in dieser Welt; so wollte es Der, der wohl weiß, was uns frommt. Jeden Tag läßt eine neue Sonne die vergessen, die am Abend vorher unterging; jede Blume, die ihren Schooß erschließt, verdrängt das Bild der welkenden. Die Ferne ist ein nicht gar durchsichtiger Schleier, und das, was kommt, verschlingt das, was war. Spötteln Sie mir nur nicht über das Vergessen, diesen Balsam, diese Panacee, dieses köstliche Lebenselixir, das Gott seinen Geschöpfen sendet, wie den Gewächsen seinen erfrischenden Thau; ohne dieses, wie ständ' es mit

uns? — Aber sagen Sie mir, wollen Sie das Haus beziehen? Es würde mich ungemein freuen, wenn die Gegenwart einer guten, liebenswürdigen Familie den Schatten über diesem traurigen Aufenthalt zerstreute.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, Señora. Aber darin zu leben, kann ich mich nicht entschließen; obschon ich ein Kind dieses aufgeklärten Jahrhunderts bin, habe ich doch durch seinen Realismus mich nicht für gewisse geistige Einwirkungen abstumpfen lassen; und weil denn einmal jenes Haus der einzige Hüter des geheimnißvollen Frevels ist, der die unbestraften Verbrecher kennt, so mag es von allen schuldlosen Menschen gemieden und mit seinem düstern Geheimniß allein bleiben, wie alle Die einsam bleiben sollten, deren Gewissen mit einem Verbrechen befleckt ist.

\* \* \*

In Spanien liegt ein uralt christliches, graues Dörfchen — Val de Paz wollen wir's nennen — da verbreiten wohl Altarkerzen und Sonnenstrahlen ihr still freudiges Licht, aber die Erleuchtung des Jahrhunderts ist nicht bis dorthin gedrungen. Zu hören gab es auch ganz hübsche Dinge, aber politische Ansprachen und Vaterlandsgesänge waren es nicht;

man hatte da gar keine Idee von einer Freiwilligenliste für zweierlei Tuch, noch weniger von dem Zweck, um dessen willen man sich einschreiben sollte. Wie groß mußte daher das Erstaunen dieser arg zurückgebliebenen Bewohner unsers Friedensthales sein, als sie eines Nachmittags einen Trupp von halb-bäuerischem, halb soldatischem Ansehen unter dem Geschrei: »Es lebe die Freiheit!« in das Dorf einziehen sahen.

Beim Anblick dieses Haufens bewaffneter und bestaubter Männer, bei ihrem fremdartigen Geschrei waren die Leute von Val de Paz ganz bestürzt. Alsbald verbreitete sich das Gerücht, es seien Gefangene, die aus ihren Kerkern in der Hauptstadt ausgebrochen, auf der Flucht nach dem Gebirge begriffen wären und nun ihre Freiheit leben ließen. Die Bestürzung war allgemein; aber bald beruhigten sich die Gemüther, als man den scharfen Klang der Trommel vernahm und eine militärische Colonne in guter Ordnung und gemessenen Schritts den Hügel herabmarschiren sah.

Man muß wissen, daß das Volk die Soldaten, die aus seinem Schooße hervorgehen, mit großer Theilnahme betrachtet, die halb Mitleid, halb Bewunderung ist; es sieht sie als Opfer an, aber als solche, die einer heiligen Sache geweiht sind, der heiligen Sache der Religion, des Königs und der

Unabhängigkeit des Landes, jener, die in dem ewig denkwürdigen Heldenkrieg vertheidigt ward, der zu ewigem Gedächtniß davon den Namen des Unabhängigkeitskrieges behalten hat.

Alles klärte sich auf, als dieser Trupp da war. Man erfuhr (denn in Val de Paz wußte man davon nichts), daß im Gebirg eine Schaar Aufständischer sich befinde, und daß in deren Verfolgung eine aus Landsturmfreiwilligen und Linientruppen bestehende Abtheilung begriffen sei, zu ersteren gehörten eben die, die mit ihrem etwas geräuschvollen Einzug das Dorf in Aufregung versetzt hatten. Nun, da die Sache aufgehell't war, beruhigten sich die Gemüther, nur darüber waren die Valdepazaner voll Verwunderung, daß es erstlich Soldaten gebe ohne Aushebung, zweitens, daß dabei Leute unter zwanzig und über fünfzig Jahre seien; drittens daß man die Freiheit leben lasse, ohne geknechtet gewesen zu sein, und viertens, daß im Gebirg Aufständische sein sollten.

Die Freiwilligen durchsuchten die Gegend, liefen sich Blasen an die Füße, fanden aber nichts; weßhalb sie hingingen, von wo sie hergekommen waren, und nur etwas sonnverbrannt nach ihren Häusern zurückkehrten. Die Schuster in ihrer Heimat veranstalteten einen Dankgottesdienst zu Ehren des hl. Crispin.

Das Militär bekam Befehl, in Val de Paz zu bleiben. Die Führung hatte ein Hauptmann, der bei der Wittwe eines reichen, angesehenen Landmannes Quartier nahm. Diese hatte einen Sohn, welcher die Landwirthschaft ohne Neuerungen fortführte, gerade so, wie sie für seinen Vater und Großvater ergiebig gewesen war, und eine Tochter von fünfzehn Jahren, die Sonne jenes anspruchslosen Heimwesens voll Einfalt und Frömmigkeit.

Der Hauptmann, Namens Andres Peñalta, war ein Mann von nicht unangenehmem Aeußern, aber von düsterm, verbittertem Charakter in Folge wiederholter Enttäuschungen auf seiner Laufbahn, auf der er, gleich vielen Andern in Zeiten des Umsturzes und der Revolution, das Opfer widriger Verhältnisse gewesen war. Alles war um so empfindlicher für ihn, da er der Typus einer heutzutage sehr verbreiteten Menschenklasse war, in der sich Jeder zu gut für seinen Posten dünkt.

Gleichwohl schien der sanfte Geist, der in dem friedlichen Hause wehte, wohlthätig auf den trüben, in sich gekehrten Sinn zu wirken, den unbefriedigter Ehrgeiz verzehrte. Der Hauptmann fühlte bald eine Neigung zu jenem Mädchen, dem Abgott ihres Hauses, der Zierde des Dorfes, die, reizend in ihrer jugendlichen Unschuld, durch ihre Tugenden sein



inneres Glück, durch ihr Vermögen seinen äußern Wohlstand zu sichern versprach. Das Letztere namentlich mußte einen Mann anziehen, dessen Ehrgeiz um so eifriger darauf ging, eine Rolle zu spielen, je weniger bisher die Umstände sich günstig gezeigt hatten.

Peñalta mit seiner schimmernden Uniform und seinem »respectsmäßigen« Wesen, wie man im Dorf sein hochmüthiges Benehmen nannte, hatte sich die allgemeine Bewunderung erworben, ganz besonders aber die seiner Hauswirthinnen. So kam es, daß, als er eines Tages bei Dona Mariana um ihre Tochter Rosalia warb, die gute Frau ihre Freude darüber zu verhehlen weder im Stande noch Willens war. Das fügsame Kind, das die Mutter glücklich sah, war es nicht minder; die Gevatterinnen und Nachbarinnen stimmten mit ein, und nur der Sohn der Wittwe äußerte Mißvergnügen und entschiedene Abneigung gegen die beabsichtigte Verbindung. Er stellte seiner Mutter vor, daß ihr Vermögen, das außer angelegten Geldern hauptsächlich in ausgedehnter Landwirthschaft und ansehnlicher Viehzucht bestand, guten Ertrag lieferte, so lange es beisammen blieb; zöge aber Jedes seinen Antheil heraus, komme es zur Theilung oder zu Verkäufen, so werde das für Alle nur nachtheilig sein. Er war aus guten Gründen der

Meinung, daß seine Schwester sich mit einem Dorfbewohner verheirathen und den Ort nicht verlassen sollte, wo sie aufgewachsen, und wo vom Vater auf den Sohn ihr Geschlecht glücklich, wohlgelitten und angesehen gelebt hatte. Aber diese verständigen Bemerkungen vermochten nichts über die verblendete Doña Mariana, die voll Begeisterung für das glänzende Loos ihrer Tochter war, und der beharrliche Widerspruch ihres Sohnes führte zu nichts, als daß seine sonst gutmüthige, aber beschränkte Mutter es schließlich gereizt aussprach, er sei nur deßwegen gegen die Theilung des Vermögens, damit er das Beste für sich behalten könne. Trotz dieser harten und ungerechten Beschuldigung (die man der guten Frau eingeflüstert hatte) fuhr der Sohn fort, offen die Heirath seiner Schwester zu bekämpfen, bis endlich die Mutter, durch seine Hartnäckigkeit aufgebracht und hingerissen durch ihre übergroße Liebe zu dem Mädchen, erklärte, sie trenne sich nie von ihrer Tochter, wohl aber von einem ungerathenen Sohn, und sie werde der Ersteren folgen, wohin sie auch immer ginge.

Dieser Vorsatz der wohlhabenden Wittve konnte dem Hauptmanne nur erwünscht und angenehm sein, der denn auch sofort den Gedanken aufgriff und unterstützte.

Bald darauf ward Hochzeit gehalten, und die neue Familie verließ das Dorf.

Sechs Jahre lang lebten sie nun in ungestörtem Frieden. Dank der Engelsgüte, der Anspruchs- und Bedürfnißlosigkeit von Mutter und Tochter, so wie der Enge des häuslichen Kreises, in dem sie sich bewegten; denn Beider ganzes Dasein drehte sich um die Bewunderung des Hauptmannes, der jetzt Major geworden war, und um die Anbetung der drei Kinder, welche der Ehe entsproßen. Darüber hinaus hatten die beiden Frauen so gut wie Nichts zu sagen und zu bedeuten, indem der herrische Hochmuth des Mannes sie überhaupt nicht aufkommen ließ.

Traurige Welt, wo man keinen Platz gewinnen kann, ohne ihn zu erkämpfen, und keinen behalten, ohne ihn zu verschanzen! Armselige, schwache Menschheit, die Den unterjocht, der bescheiden nachgiebt, und vor Dem kriecht, der anmaßend sich erhebt!

Es kam dahin, daß für jene Frauen die willigste Bescheidenheit, die fügsamste Demuth, die nachgiebigste Herzensgüte, statt als die edelsten Perlen unter den Schätzen eines Weibes zu gelten, keine andere Wirkung hatten, als daß sie selbst schwach und klein erschienen, und daß sie Den, den

sie verehrten, in seiner herrischen Geringschätzung bestärkten.

Don Andres Peñalta besaß eine ungemessene Eigenliebe und ein grenzenloses Verlangen, um Tugenden gepriesen zu werden, die er nicht besaß; und so behandelte er in Gegenwart von Fremden seine Frau und seine Schwiegermutter äußerst rücksichtsvoll und zärtlich, er spielte le bon prince, wie die Franzosen sagen, d. h. er geruhte wohlwollend zu der Sphäre der guten Frauen herabzusteigen, die sich vor ihm beugten,. Waren sie dann allein, so entschädigte er sich durch eine von Hochmuth und Verachtung strotzende Behandlung.

Rosalia beging in Gesellschaft kleine Verstöße und Ungeschicklichkeiten, die ihn aufbrachten. Es war natürlich, daß die arme junge Frau, die auf dem Dorfe groß geworden war, von der feineren Lebensart einer volkreichen Stadt nichts wußte. Sie verstand nicht, sich elegant zu kleiden oder drei bis sechs Stunden an ihrem Putztisch zuzubringen; sie sang nicht, sie tanzte nicht, sie spielte nicht Klavier; deßhalb hatte ihr Gatte, dessen thörichte Eigenliebe unter all dem litt, zum Ausdruck seines Unwillens immer ein Wort in Bereitschaft, wie der Stierkämpfer seine Muletilla, mit dem er beharrlich sein armes Weib verletzte und demüthigte, das Wort: Du verstehst nichts!

Ueber zwei Dinge vermag der boshafte, ungerechteste Despotismus nichts: über das Eisen, das immer mit gleicher Kraft Widerstand leistet, und über die Binse, welche sofort nachgiebt; so herrschte in jenem Hause tiefer Friede, denn der Despotismus, der darin regierte, fand nur sanfte, biegsame Binsen. Der Wille des Despoten stürmte durch das Hauswesen, wie die Windsbraut über das Blachfeld fährt — das Feld ist nicht öd und unfruchtbar, sondern mit weichem, frischem Rasen bedeckt.

Während dieser ganzen Zeit hatten sich die Beziehungen zwischen Doña Mariana und ihrem Sohne immer unfreundlicher gestaltet; ganz in Bann und Netzen ihres Schwiegersohnes, fand die gute Frau die Abrechnungen, welche Jener ihr vorlegte, gar nicht nach Wunsch; er hatte nämlich das Vermögen seiner Mutter, zusammen mit dem seinigen, in Verwaltung behalten. Den Rathschlägen des Don Andres ihr Ohr leihend, gab sich Doña Mariana anscheinend zufrieden, trat dann aber schließlich mit der Forderung hervor, das Vermögen müsse getheilt und, was auf ihr Theil komme, zu Gelde gemacht werden. Nach vielen Verhandlungen war die Angelegenheit zu ihrem Ende gediehen, nicht lange nachdem die Familie in M\*\*\* eingezogen war. Die Sache war zu allseitiger Zufriedenheit ausgefallen, und die gute Frau fühlte

sich von einer schweren Last befreit, da sie nun auf diese Weise jeden Anlaß zu Mißhelligkeiten mit ihrem Sohne wie mit ihrem Eidam abgeschnitten hatte.

Eines Morgens, sie war eben von der Kirche heimgekehrt, hatte ein Notar, der Bevollmächtigte ihres Sohnes, die Frau zu sprechen verlangt und ihr fünfhundert Unzen in Gold gebracht, womit die Ausbezahlung ihres flüssig gemachten Vermögens bereinigt war. Sie hatte sofort den Empfang bescheinigt, setzte sich dann zu ihrer Tochter und sprach, sich eben gegen diese aus, wie froh sie sei, daß die Sache zum Abschluß gekommen, als der älteste von ihren Enkeln eintrat, der gerade von der Schule kam. Ganz stolz brachte er seine Schönschrift herbei und zeigte sie der Großmutter. Freundlich und eingehend, wie sie es bei Allem war, was ihre Enkelchen thaten, nahm sie das Blatt zur Hand und las den Spruch, der, mit kräftiger Hand obenan geschrieben, auf jeder Zeile, in der Schrift des Kleinen sich wiederholte; er lautete:

»Zähle nicht auf den folgenden Tag; denn er ist dir noch nicht gewiß.«

Die Frau betrachtete beifällig jede Zeile und sagte zu dem Kinde:

Immer wieder das Nämliche, Andresito?

Ja. Großmutter, versetzte der Knabe, jede Zeile heißt wie die Vorschrift, bis auf die letzte.

Die Großmutter sah unten hin und las: »Geschrieben von Andres Peñalta den 20. März 1840.«

Närrchen, sagte die Frau, heut ist ja der 19te, der Josephstag.

Der Kleine lachte und sagte:

Ja, ich hab' mich geirrt; aber es schadet nichts; wir wollen denken, ich hätt' es morgen geschrieben.

So schnell vergissect du die Lehren, die du schreibst? erwiderte die Großmutter. Wie steht denn da? »Zähle nicht auf den folgenden Tag; denn er ist dir noch nicht gewiß.«

Nun, so will ich es ändern, entgegnete der Kleine, nahm das Blatt und lief davon. Gleich darauf kam er wieder und gab es seiner Ahne.

Kind! rief diese, sobald sie es sah, warum hast du die Zahlen mit rother Dinte corrigirt? Jesus, das Datum sieht aus, als wär' es Blut.

Die rothe Dinte stand auf des Vaters Tisch; sie ist recht hübsch, erwiderte der Kleine.

Mir kommt sie recht garstig vor, bemerkte die Mutter; man sieht gleich, daß corrigirt ist. Zerreiß es, Kind, und morgen, so Gott will, schreibst du der Großmutter einen schöneren Bogen.

Nein, nein, sagte diese; gieb mir's nur, Goldkind. Für mich hast du's gemacht, und du sagst mir darin eine große, heilige Wahrheit: man soll nicht auf den folgenden Tag zählen, denn er ist einem nicht gewiß; das heißt, wir sollen stets auf den Tod gefaßt sein, der uns an den Thron des großen Richters der Seelen bringt. Darum will ich's zum Andenken und zur Beherzigung aufheben. Und schau, fügte sie hinzu und nahm ein Häufchen von zwanzig Unzen vom Tisch, ich bin so zufrieden mit deinem Fleiß und mit der Probe, die du mir davon auf diesem Blatt gegeben hast, daß ich für dich diese zwanzig Unzen bestimme; wenn ich todt bin, gehören sie dir. Daß man es weiß, will ich jetzt diesen meinen Willen unten auf das Blatt schreiben und das Gold darein wickeln.

Die Frau nahm die Feder, mit der sie eben die Quittung unterzeichnet hatte, und schrieb an das untere Ende des Bogens, unter das rothe Datum und den Namen ihres Enkelchens, der mit dem seines Vaters gleich lautete: Dies vermacht ihm zum Andenken Mariana Perez.

Darauf wickelte sie die zwanzig Unzen in das Papier und legte sie mit dem übrigen Gold in ein Kästchen, das sie verschloß und mit sich auf ihr Zimmer nahm.



In der Nacht darauf ward an der alten Frau der schauderhafte Mord verübt, wovon im Beginn dieser Erzählung berichtet wurde; dort haben wir auch den Schmerz der armen Rosalia bei dem unerhörten Ereigniß und den tiefen Eindruck geschildert, den die That auf ihren Gatten machte, der nun doch wohl Reue empfinden mochte bei dem Gedanken, wie sauer er dem armen Schlachtopfer das Leben gemacht zum Dank für ihre Liebe und Verehrung.

Der beträchtliche Verlust, den sie durch den Raub des unwiederbringlich verschwundenen Geldes erlitten, das Geheimniß, welches trotz der vielen sorgfältigen Nachforschungen über der That lag, die Ueberzeugung von dem Vorhandensein eines schlaunen, verborgenen Feindes machten dem Ehepaar den Aufenthalt an jenem Ort unerträglich, und auf seine Bitte wurde der Major nach einem entfernten Platz versetzt.

Zehn Jahre waren ihnen an ihrem neuen Wohnorte vergangen, wo sie beide, der Mann und die Frau, vom ersten Augenblicke an die freundlichste Aufnahme gefunden hatten. Ihre Verhältnisse gestalteten sich aufs Beste. Don Andres beerbte einen Onkel in Amerika, zog sich vom Militärdienste zurück, machte Geschäfte und betheiligte sich mit gutem Erfolg bei allerhand Unternehmungen, unter anderm auch beim Abbruch

von Bauten und dem wohlfeilen Verkauf ihrer werthvollen Materialien. Er war Bürgermeister gewesen und war jetzt Landtagsabgeordneter; mit Einem Worte: er hatte es zur Notabilität gebracht, zum richtigen modernen Staatsbürger, d. h. er war verschwenderisch in hochtönenden, mit fremdartigen Ausdrücken versetzten Redensarten, ein eifriger Moralitätsapostel, ein glühender Verkündiger der Philanthropie, ein muthiger Bekämpfer des Aberglaubens, worunter er die Heiligung der Sonn- und Feiertage rechnete; ein Priester der Göttin Vernunft, Erzpriester vom heiligen Materialis, Großmeister des Eigendünkels, Professor der modernen schönen Künste, Geringschätzung und Menschenverachtung, ein geschickter Baumeister für ein Piedestal unter seine eigenen Füße; Nichts fehlte ihm zum Mustermenschen der Gegenwart, er galt für einen Salomo bei den Schiedsgerichten, für einen Demosthenes bei dem neuorganisirten Comité für einen Canalbau, dessen Arbeiten, Dank dem vielen Reden und Schreiben, so wesentlich gefördert waren, daß zur Ausführung des projectirten Canals gar nichts mehr fehlte, als Geld ihn zu bauen und Wasser ihn zu füllen.

Es ist ein Vorzug stiller Gemüther, vom Unglück sich nicht beugen zu lassen, ein Segen sanfter

Naturen, von lodernder, heftiger Empfindung frei zu bleiben, ein Erbtheil der Dulderseelen, im Leiden sich nicht zu verbittern oder zu verhärten; Rosalia hatte ihren natürlichen Gleichmuth und ihren Seelenfrieden, das Kennzeichen der Auserwählten, wieder gefunden.

Ja, sie hätte sich glücklich genannt, wäre nicht die Behandlung gewesen, die sie von ihrem Gatten erfuhr: durch seine gute Stellung, durch den Erfolg seiner Unternehmungen, durch die allgemeine Achtung, die er sich zu erwerben gewußt hatte, immer hochmüthiger gemacht, begegnete er seinem armen Weibe mit täglich steigender Härte und Geringschätzung.

Die Erziehung der Kinder, welche Rosalia verzärtelte, gab fortwährend Anlaß zu Vorwürfen und Gelegenheit, immer wieder sein beleidigendes »Du verstehst nichts« anzubringen. Dann weinte Rosalia manchmal, manchmal ergab sie sich in Geduld, aber nie kam es zu einer Gegenrede; denn sie dachte bei sich selbst: es ist ja ganz natürlich, daß mein Mann so denkt und spricht; er versteht so viel, und ich nichts, als nähen und beten.

Wie wahr ist es doch: das angeborne gute Herz und die Unschuld kennen sich selber nicht. Doch Don Andres sollte noch erfahren, wie viel ein Weib

versteht, die versteht eine Christin zu sein, und welch herrliches Heldenthum in der Demuth liegt.

Eines Tages unterrichtete Rosalia ihre Tochter, ein sanftes Mädchen, wie einst ihre Mutter gewesen war, in dem, was sie selbst verstand, im Beten und Nähen, da trat der jüngere von ihren beiden Söhnen herein.

Mutter, sagte er und reichte ihr ein Papier hin, sieh, da ist eine Schrift von Andres, wie er noch klein war.

Rosalia nahm und las — es wurde ihr schwarz' vor den Augen: —

»Zähle nicht auf den folgenden Tag, denn er ist dir noch nicht gewiß.«

Unten auf dem Bogen stand mit blutrother Schrift das Datum: »19. März 1840; geschrieben von Andres Peñalta.« Und darunter von der Hand ihrer Mutter, die dem geheimnißvollen, ungesühnten Verbrechen zum Opfer gefallen war, dieses ihr einziges Testament: »Dies vermacht ihm zum Andenken Mariana Perez.«

Wo hast du das Papier gefunden? fragte Rosalia mit seltsam verwandelter Stimme, so daß ihre Kinder sie überrascht anblickten.

In des Vaters Zimmer, unter alten Papieren, erwiderte der Knabe.

Bleich stand Rosalia auf, eilte auf ihr Zimmer, schob den Riegel vor und schloß die Läden, um das Licht des Tages nicht sehen zu müssen.

Der Schleier, der seit zehn Jahren den Mörder, ihrer Mutter verborgen hatte, war vor ihren Augen zerrissen; das schreckliche Geheimniß trat aus seinem Dunkel; aus seinem Grabe streckte das Schlachtopfer den Finger nach dem blutigem Datum auf der Urkunde, die bei dem geraubten Geld gelegen hatte und nur im Besitze des Raubmörders sein konnte; und diese Urkunde mit ihrer Anklage befand sich im Besitze ihres Gatten!

Rosalia sank auf ein Sopha und verbarg ihr Gesicht in den Händen. So blieb sie drei Stunden, ohne Regung, versteinert, kalt wie wenn in einem Körper der Blutlauf stockt, stumm wie Jemand, den der Schlag gerührt.

In der ersten Stunde dachte sie gar nichts: all ihre Gedanken schwirrten in einem fürchterlichen Wirbel durch einander. In der zweiten tobte die Verzweiflung durch ihre Seele, gleich einem Löwen hinterm Gitter, der nach einem Ausgang späht in die freie Weite, dort sein Gebrüll ertönen zu lassen. In der dritten trat ernst und feierlich die Erwägung an sie heran, an der einen Hand die christliche Mäßigung führend mit ihrem Zaume, in der andern den Menschenwitz mit der augenschärfenden Brille. Da fühlte sie sich plötzlich als Christin, Mutter und Gattin, da faltete sie die

Hände und rief: Dein, dein, du unser Vater und Richter, ist die Gerechtigkeit! Dein, dein die Rache.

Lebendig sprang sie empor; sie zündete eine Kerze an, verbrannte in ihrer Flamme mit entschlossener Hand das anklagende Papier und warf sich auf ihr Bett.

Kurz darauf kam ihr Mann und fragte sie rauh wie immer, was das Einsperren bedeuten solle.

Da sie die Stimme des Mörders ihrer Mutter vernahm, da sie seine Nähe fühlte, bemächtigte sich ein fürchterlicher Schauer der Unseligen, und sie antwortete, indem ihre Zähne auf einander klapperten, sie sei krank.

Ungeduldig ging der Mann weg; sie sollte nicht einmal das Recht haben, krank zu sein!

Acht Tage blieb Rosalia eingeschlossen, ohne eine Seele zu sich zu lassen, selbst ihre Kinder nicht, indem sie heftiges Kopfweg vorschützte; aber in Wirklichkeit, weil sie fürchtete, es möchte in Verzweiflungsrufen das gräßliche Geheimniß hervorbrechen, das sie in ihrer zerwühlten Brust begraben wollte.

Auch wollte sie zu diesem Zwecke die physische Kraft verlieren, indem sie ihren Körper mit Fasten und Weinen schwächte; und im Gebet und in ihrer Mutterliebe hoffte sie geistige Stärkung zu erlangen.

Als sie wieder aufstand und ihr Gatte sie zum ersten Male sah, trat er betroffen zurück; und er hatte alle Ursache: das Haar der jungen Mutter war weiß geworden. Ueber ihren abgemagerten Zügen lag eine gelbsüchtige, fahle Blässe; ihre unstätten, eingefallenen Augen glühten fieberhaft aus bläulichen Ringen.

Wahrhaftig, sprach er, du bist krank, recht krank! Du mußt, viel gelitten haben!

Ja, *viel!* versetzte die Leidende.

Aber warum hast du keinen Arzt rufen lassen? erwiderte ungeduldig ihr Mann. Du verstehst doch gar nichts, nicht einmal dich zu pflegen, wenn du leidest!

Ein Jahr noch lebte die Dulderin weiter, den tödtlichen Schlag im Herzen, ohne einen andern Trost als die Gewißheit, daß sie sterblich sei.

Ein ganzes Jahr dauerte ihr Niedergang zum Grabe! Das Leben ist zäh bei dreißig Jahren.

Aber was hat nur die Frau? fragten den Don Andres Peñalta seine zahlreichen Freunde.

Die schwarze Gelbsucht, die ihr an Leib und Seele zehrt, antwortete dieser. Die Aerzte verordnen ihr viel, aber nichts schafft ihr Erleichterung. Ich bin wahrhaftig sehr in Sorgen. Und zu seiner Frau äußerte er, als sie allein waren: Der Arzt sagt, er bringe nicht heraus, wo dir's fehlt, und du gebest ihm nichts an. Ja,

du verstehst gar nichts, nicht einmal zu erklären, was dir fehlt.

Endlich erlag auch das fünfte Opfer des Verbrechens. Die Aerzte standen ratlos, mit gekreuzten Armen, ihre Mittel waren erschöpft. Die Stunde der ewigen Ruhe kam heran; der Beichtvater saß weinend und tröstend am Bett der Sterbenden.

Sie war schon versehen und bereit vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen; als sie fühlte, daß sie nur noch wenige Augenblicke zu leben habe, gab das edle Schlachtopfer den Anwesenden ein Zeichen, sich zu entfernen, und rief ihrem Gatten.

Vater meiner Kinder! sprach sie zu ihm mit feierlicher Stimme, zwei Dinge hab' ich doch verstanden in diesem Leben.

Du? rief der Mann betroffen.

Ja.

Und was wäre das gewesen? rief der Frevler erschüttert, und die Augen traten ihm vor Entsetzen aus den Höhlen.

*Schweigen im Leben*, denn ich war eine Mutter; und *im Sterben vergeben*, denn ich bin eine Christin, gab die heilige Dulderin zur Antwort; dann schloß sie die Augen, um sie nie wieder aufzuschlagen.